Antike Humanität in moderner Beleuchtung.

Von Professor EDUARD STETTNER.

Humanitatis optumast certatio.
(Der beste Wettstreit der der Menschlichkeit).
Publius Syrus.

I. Aufgabe und Weg.

Auf der sogenannten Vivenziovase im Museum von Neapel ist das Entsetzen erregende Gemetzel am Hausaltar des Zeus im Palasthofe des Priamos dargestellt (Denkmäler des klassischen Altertums, hgg. v. A. Baumeister, I. Bd., Abb. 795, nach Tischbein, „Homer nach Antiken" H. 9, Taf. 5,6). Aber auf der linken Seite des Bildes trägt Aeneas seinen Vater auf dem Rücken aus dieser Mordstätte fort, auf der rechten nehmen die Söhne des Theseus ihre Grossmutter Aithra, die der Helena hatte als Dienerin nach Troja folgen müssen, zu sich. Dazu führt Baumeister S. 743 an: „Diese beiden Szenen der Vernichtung von Priamos Haus, verbunden mit gottlosem Frevel der Sieger, werden von friedlichen Szenen eingeschlossen, die durch die Kindesliebe und durch die Befreiung aus der langen Knechtschaft, welche sie verherrlichen, beruhigend auf den Beschauer wirken und die grellen Missklänge der Zerstörung mildernd auflösen."

Kann nun die Rettung des hochbetagten, gelähmten Vaters, dessen eigensinniger Entschluss, Trojas Fall nicht zu überleben, erst durch göttliche Vorzeichen sich hatte ändern lassen, kann die Befreiung der Grossmutter, kann überhaupt etwas die nebenan befindlichen Greuel, die das Blut des Betrachtenden erstarren machen, abschwächen? — Priamos, den erschlagenen Enkel Astyanax auf dem Schoß, unter dem gezückten Schwerte des Neoptolemos; Hekabe, die, um die Ermordung ihres Gemahls nicht zu sehen, sich abwendet, muss schauen, wie Kassandra vom Oileussohne, Aias, vom Palladium hinweggeschleppt wird, der Verlobte der Seherin von diesem tot niedergestreckt u. a. — Aber auch nach einem Bilde in der delphischen Pilgerhalle zog die Familie des Antenor, weil er Gastfreund des Menelaos war, mitten aus dem Schrecken der brennenden Stadt Troja friedlich aus.

Wollten die Künstler bloss der Vollständigkeit halber neben Untergang auch Rettung vor Augen führen? Oder versuchten sie tatsächlich „zu mildern"? Was immer ihre Absichten waren, klar treten hier wie auch in der Plastik, Literatur und im Leben jene Gegensätze zutage, die zum Nachdenken über die antike Humanität, ja über die Humanität selbst anregen. Einige Beispiele aus dem homerischen Zeitalter (ungefähr 1000 v. Ch.): Agamemnon fordert den Menelaos auf, das Kind im Mutterleibe nicht zu schonen (Jl. VI. 58,59). Alle Bewohner Jlions sollen vom Erdboden vertilgt werden (ebd.). Achilles tötet 12 edle gefangene Trojer und lässt sie mit der Leiche des Patroklos auf den Scheiterhaufen legen (Jl. XXIII. 175 ff.) Menschenraub wird als einträgliches Geschäft betrieben (Od. XIV. 297, XV. 427 f.). Welch Frohlocken der Helden, wenn sie grässliche Wunden geschlagen haben!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und doch heisst es schon Od. XXII. 411 f.: man solle nicht über den gefallenen Feind jubeln! Die Beinamen, welche dem Kriege gegeben werden, zeigen, wie schmerzlich man ihn empfindet. Er heisst der „verabscheute", der „tränenreiche", der „schmerzensreiche", der „verderbliche". Man fühlte ihn offenbar wie sehr viele noch jetzt als eine traurige Notwendigkeit, wobei aber zugegeben wird, dass die Menschen infolge ihrer eigenen Verblendung auch Leiden über ihr Schicksal hinaus haben (Od. I. 32—34). Ohne dogmatische Religion ist den homerischen Menschen ein tiefes religiöses Empfinden eigen und entwickelte sittliche Begriffe. Sie ehren die göttlichen und menschlichen Gesetze, sie kennen sittliches Ehrgefühl, hegen Achtung vor der Stimme des Gewissens. Milde und liebevolle Gesinnung wird geschätzt (Jl. IV. 361, Od. III. 277). Welch väterliche Fürsorge der Herren für ihre Diener, die von diesen mit treuer Anhänglichkeit gelohnt wird! Welche Teilnahme für das Los der Armen! Wie rührend wird das Schicksal des vaterlosen Kindes ausgemalt, das einen oder den anderen der schmausenden Männer am Mantel zupft und aus Mitleid einen Schluck Wein erhält, bis ein Trotziger es abweist (Jl. XXII. 498.) Nicht minder wendet sich das Mitgefühl des Dichters der Arbeiterin zu, die das zu verkaufende Garn sorgsam abwägt, um für ihre Kinder den kärglichen Lohn zu erwerben (Jl. XII. 433). Der Fremdling und der Schutzflehende sind dem Bruder gleich zu achten (Od. VIII. 546 f.). Die Bettler stehen so wie die Fremden unter dem Schutze des Zeus (Od. XIV. 56 ff.). Des misshandelten Bettlers nehmen sich ausserdem die Erinnyen an (Od. XVII. 475). Selbst der Gewohnheitsbettler (Od. XVIII. 1 u. 6 f.) wird bedacht. Wie der Krieg wird auch der Tag der Knechtschaft als ein schreckliches, aber notwendiges Uebel angesehen. Bei der Klage um den toten Patroklos hätten, sagt der Dichter, die Sklavinnen um ihr eigenes Leid geweint (Jl. XIX. 302.) — Wenn ferner der blutgierige Löwe in den Vergleichen das Heldenideal jener Zeiten darstellt, so wird doch auch andererseits schon des Arztes höchst rühmend gedacht (Jl. XI. 514) und mancher Held versteht sich auf Heilung von Wunden. Ilos will dem Odysseus nicht das gewünschte Pfeilgift geben (Od. I. 195 ff.). Zu dem kühnen Selbstbewusstsein der Helden bildet einen Gegensatz die Armseligkeit des Menschenkindes im allgemeinen (Jl. XVII. 446 f., Od. XVIII. 130 f.). Von dem düsteren Hintergrunde der Tragik des Daseins, welcher sie hilflos verfallen sind, heben sich die Siege echt menschlicher Gefühle, die Bilder treuer Liebe, der Freundschaft und Gastfreundschaft in hellstem Glanze ab.

Tausend Jahre später entwirft Vergil in seiner Aeneide wieder ein Weltbild, im Vollbesitze der während eines so gewaltigen Zeitraumes errungenen Bildung, in einer Zeit, der bereits die Ergebnisse fast unzählbarer Kulturbestrebungen zu Gebote stehen. Und trotzdem noch in diesem Epos jener Gegensatz. Ja, er macht sich weit fühlbarer, als es die Frömmigkeit selbst, pietas, nicht bloss des Aeneas, sondern auch des ganzen römischen Volkes zum Hauptgegenstande der Verherrlichung macht, als es nicht von ihren Leidenschaften regierte Naturmenschen, sondern sittlich gehobene Personen als Helden hinstellen will. Man lese den nächtlichen Ueberfall des Nisus und Euryalus im 9. Buche. Er ist eine Kopie Homers. Aber musste die philosophisch geschulte, von Natur so sanfte Dichterseele dem auch damals noch rohen Geschmacke zuliebe so kannibalische Züge darstellen, wie z. B. IX. 332 („Dem Könige selbst nimmt er das Haupt und lässt den das Blut

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ausröchelnden Rumpf zurück") usw.? Derselbe Vergil, welcher Aeneas seine Entrüstung aussprechen lässt über die Grausamkeit der Griechen, kann zum Ruhme der Trojaner sich am Ausmalen ihrer blutigen Taten nicht genug tun, ein Standpunkt, der von einigen Schriftstellern als „Hottentottenmoral" bezeichnet wird. (Zu diesem Ausdruck vgl. Zielinski „Die Antike und Wir" S. 75). In demselben Gesange (IX. 59 ff.) glaubt Vergil den Ingrimm des Turnus nicht besser darstellen zu können, als wenn er diesen mit dem blutlechzenden und ausgehungerten Wolfe vergleicht. Offenbare Nachklänge aus der Zeit des Tiermenschen. Den Ausspruch des Xenophanes über die als Menschen vorgestellten Götter entsprechend ändernd, könnte man unter dem Eindruck solcher Stellen sagen, dass Löwen und Wölfe, wenn sie dichten könnten, eine solche Poesie haben würden. Man wird dies als poetisches Zugehör entschuldigen wollen und auf ähnliche rohe Aeusserungen in der modernsten Literatur hinweisen. Aber ich sehe eben in dieser Art der Dichtung einen Rückstand und der Vergleich mit der modernen Welt dient nur dazu, um die antike Humanität richtig einzuschätzen, was, um es gleich hier zu bemerken, der Zweck meiner Ausführungen ist. Der Rückstand wird in der Kunstdichtung Vergils um so fühlbarer, als bei ihm, dem Weltflüchtigen, (Georg II. 475 ff.) statt jener Innigkeit der Herzensregungen, die in der patriarchalischen Welt Homers so anmutet, eine gewisse Kühle oder berechnete Redekunst wahrzunehmen ist.

So blickt uns schon in diesen wenigen Beispielen die Humanität als Sphinx entgegen, die sich ein vollkommenes Menschengebilde dünkt. Ihre Doppelnatur hat sie auch bis jetzt nicht abgelegt. Wenn Aristoteles im Menschen den vernünftigen und unvernünftigen Teil unterscheidet, so spricht Lord Byron von unserem Mischlingswesen: „Erhabener Wille kämpft mit niedrigem Bedürfnis, bis das Fleisch am Ende siegt" (Manfred I. 2). Und Oken sieht sogar in der Anlage des Menschen die widerstreitendsten Eigenschaften der anderen Lebewesen vereint. Der Unterricht in den klassischen Sprachen nimmt wohl zu der Frage der Humanität gelegentlich Stellung. Doch das stete Wiederkehren fast zu Formeln gewordener Beschreibungen von Grausamkeiten bei den alten Schriftstellern macht den Schüler gegen den Inhalt gleichgültig. Schon dem Primaner dient die Vernichtung ganzer Heere als Uebersetzungsvorlage und das Zeitwort necare — töten — zur Einübung der Formen. In der zweiten Klasse ist es schon möglich, auf die Bedeutungsunterschiede von necare, interficere, obtruncare, occidere (töten) usw. einzugehen. Eine ausgedehnte Praxis von Abscheulichkeiten zeigt Caesars Beschreibung des Gallischen Krieges, in dem eine Million Gallier fiel, eine andere auf den Sklavenmarkt wanderte. Dabei hielt sich Caesar für milde und wurde dafür gehalten. Alles, was den Namen Nervier führte, wurde fast ganz vernichtet. Von 600 Senatoren waren 3 am Leben geblieben, von 60000 Menschen 500 Waffenfähige (II. 28). Bei Einnahme von Namur wurden gegen 53000 Personen versteigert (II. 33). „Es wurde kein Pardon gegeben, weder mit Rücksicht auf Alter noch Geschlecht". Von 40000 Menschen retteten sich nur 800 (VII. 28, Eroberung von Avaricum-Bourges). In der Festung der Cadurcer lässt er allen, die Waffen getragen haben, zur Abschrecknng die Hände abschneiden (VIII. 44). Der Sittenrichter Tacitus erzählt, mit den Leistungen der Seinen sichtlich zufrieden, wie sie die Germanen, die sich in Baumkronen hinaufgeflüchtet hatten, „zum Spott" herunterschossen (Annal. II. 17). Ebendort K. 21 „sättigten sich die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

übrigen Legionen bis in die Nacht am Blute der Feinde". Weiter lächelt die Sphinx und dünkt sich ein vollkommenes Menschengebilde. Man ist ja nicht Augenzeuge, nicht in Mitleidenschaft gezogen. Die Greuel der Geschichte ruhen wie Wracke unter dem unschuldsvoll lächelnden Spiegel der See, bis ein neuer Sturm an ihre Tücke erinnert und dann wieder nichts geschehen war. Bei der Dichterlektüre schwächt auch der Klang des Rhythmus und der Sprache, das Schöne der Kunst manches Schreckliche ab. In den Indianerjahren, in denen sich der Knabe noch für den Tomahawk begeistert, mögen auch die Schilderungen homerischer Zweikämpfe ihn in eine kriegerische Stimmung versetzen. Aber die „kaltberechnende Ueberwältigung von Menschenmassen" (Prof. Dr. Charles Richet, „Die Vergangenheit des Krieges und die Zukunft des Friedens", übersetzt von Bertha v. Suttner, S. 23) findet bei ihm kein Verständnis.

Die Schule lässt es, wie gesagt, an gelegentlichen Hinweisen, welche die Humanität fördern, nicht fehlen. Aber für gewöhnlich breiten sich die rosigen Schleier ästhetischer Betrachtung über Tatsachen aus, die unser Mitleid und nicht unser ästhetisches Wohlgefallen erwecken sollten, was dem echt menschlichen Empfinden abträglich ist. Man wird Aesthet und verliert den Sinn für wirkliches Leiden der Mitmenschen, (während heute Naturforscher für den Schutz der Raubvögel ihre Stimme erheben!). Und doch gibt es neben dem Idealismus für das Schöne der Kunst den weit edleren Idealismus für Menschenwohl und Menschenglück. Ein Beispiel möge zeigen, wie über die Kunst zum Schaden des Mitgefühls der Inhalt vergessen wird. Der griechische Priester und Wahrsager Calchas bestimmt, dem Odysseus zu Diensten, Sinon auf Grund eines Orakels zum Tode (Vergil, Aen. II.). Werden wir uns beim Lesen der Dichterstelle wirklich der ganzen Grausamkeit bewusst? Lesen wir aber, wie beim Guezaopfer der Chibchas ein Jüngling unter verschiedenen Hantierungen der Priester geopfert wurde (Haberlandt, Völkerkunde, S. 90), werden wir von dem Opfer abgestossen. An dieses aber zu erinnern, läge im Interesse der Menschlichkeit, wie auch daran, dass Calchas zu Odysseus in demselben Verhältnis steht, wie der Zauberer oder Priester der Wilden zu ihrem Stammhäuptling. Ebenso lassen wir uns zum Nachteile der Menschenauffassung von der Schönheit der Göttergestalten, welche die Künstler der Griechen und Römer geschaffen haben, nur allzuleicht darüber hinwegtäuschen, dass diese beiden Völker doch nur Götzendiener waren. Wenn ferner die sprachliche, ästhetische, geschichtliche, humanitäre Seite des klassischen Altertums ohne inneren Zusammenhang besprochen werden, ist es nicht leicht, zum Verständnis des Menschentums zu gelangen, das wie jeder andere Organismus nur begriffen wird, wenn man seine bewegenden Kräfte in ihrem Zusammenwirken betrachtet. Und nicht an blossem Betrachten soll es ein Genügen haben, „Wissenschaft soll Willenschaft, Weltanschauung soll Weltwollung werden" (Rud. Goldscheid, „Grundlinien zu einer Kritik der Willenskraft"), das Studium der Humanität soll die im Leben „angewandte Ethik" (Friedr. Jodl) als Frucht tragen.

Um jedoch „das Wesen des Menschen richtig zu erkennen, bedürfen wir als Basis die Kenntnis der gesamten Menschheit" (Th. Waitz, „Naturvölker"). Zum Verständnis der „Menschwerdung"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

reicht also eine auf sich gestellte Beschäftigung mit der Antike nicht aus. Von Prähistorie (vorgeschichtlicher Forschung), Völkerkunde, Völkerpsychologie, Folklorismus (Erforschung der lebenden Ueberbleibsel vorgeschichtlicher Vorstellungen und Gebräuche) werden Gesichtspunkte und Erkenntnisse zu entnehmen sein. Diese Zweige haben, indem sie auch den Wilden (den „Projektionsmenschen"), die Landleute, stehen gebliebene Kulturen, das Individuum im Kindesalter in den Kreis ihrer Untersuchungen ziehen, reichen Stoff für die Naturgeschichte des Menschen zusammengetragen. Einige ihrer Vertreter, bei denen leicht Belehrung zu holen ist, seien hier erwähnt: Bastian, Lazarus, Mac Lennan, Lubbock, Schurtz, Steinthal, Tylor, Usener. Am zugänglichsten ist die Völkerkunde Haberlandt's (Göschen).

In der Tat hat die klassische Philologie diesen Weg schon mit Erfolg betreten und viele Belege für die Entwicklungsgeschichte des Menschentums geliefert; denn um eine solche handelt es sich noch und nicht um die der Zivilisation oder Kultur, welche schon oft geschrieben worden sind. Kulturgeschichtliche Bilder sind ja schon im Altertum entworfen worden. Zuerst nahm man damals vier, später auch fünf Weltalter an, in denen das Glück des goldenen Zeitalters sich stufenweise verschlechtert habe, eine Vorstellung, die an die Entartungstheorie des Paulus und Augustinus gemahnt. Ein tieferer Denker hat nach Gercke („Einleitung in die Altertumswissenschaft" hgg. v. Gercke u. Norden, II. S. 302), angeregt durch die physikalischen Entwicklungslehren, ein Fortschreiten menschlicher Kultur aus rohen Urzuständen zu einem menschenwürdigen Dasein gezeichnet. Dieser Auffassung folgend, preist Aischylos den Feuerträger Prometheus als ersten Kulturträger. Dieselbe Richtung setzte Dikaiarchos („Leben von Hellas") und die stoische Schule fort. Bei den Römern hebe ich aus vielen nur heraus das Gedicht des Lucretius „Ueber das Wesen alles Seins", das im 4. Buche die Anthropologie darlegt und Horaz, Sat. I. 3, 99. Dieser hat bereits wie mancher andere der alten Schriftsteller die Laster der Kultur aufs schärfste gerügt. Das Leitmotiv, Oden I. 3: „Das Menschengeschlecht stürzt auf der verbotenen Bahn des Frevels dahin".

II. Grundbegriffe der Humanität. Maßstab.

Dass eine Entwicklungsgeschichte des Menschentums von den natürlichen Anlagen des Menschen ausgehen muss, ist selbstverständlich. Nicht bloss, um der antiken Humanität den gebührenden Platz in ihr anzuweisen, sonderen auch um zu wissen, was von ihm gefordert und erwartet werden kann. Und darin sind uns die Alten ebenfalls vorangegangen. Die Sophistik, d. i. die attische Aufklärung des 5. Jahrh. v. Ch., welche sich zuerst mit den Fragen des Menschenlebens wissenschaftlich auseinandersetzte und neben der Naturwissenschaft eine Geisteswissenschaft ins Leben rief, war es, die ein Naturrecht aufstellte. Plato und Aristoteles bauten ihre Gesellschaftslehren auf der Psychologie und auf natürlich-physischen Grundlagen auf. Die Schrift Zenons „Ueber die Natur des Menschen" war die Quelle für alle späteren ethischen Untersuchungen der stoischen Schule. Sie alle haben den Menschen als Gattungswesen (1) erfasst, den Humanitätsbegriff in seiner weitesten Bedeutung. Die Alten fanden das Menschliche ebenso wie wir in geistiger Bildung (2)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und im Wohlwollen und Hilfeleistung (3). Unsere Bezeichnung enthält alle diese drei Begriffe, doch wird sie gewöhnlich für den letztgenannten verwendet, was festzustellen notwendig ist.

Um zunächst den ersten Begriff zu erörtern, so ist die Frage zu beantworten: „Wo beginnt der Mensch?". Der Mensch in dem Sinne, dass er sich über die Tierheit hinaushebt durch jene Eigenschaften, die ihn vor dieser auszeichnen und in dem Worte „edle Menschlichkeit", „schönes Menschentum" inbegriffen sind?" Wir können bei der Beantwortung nur davon ausgehen, was man vom Menschen weiss, solange man ihn kennt. Sein Anfang selbst ist uns ebensowenig bekannt wie sein Ende. Es können also nur die Grenzen zwischen ihm und den anderen Lebewesen bestimmt werden. Körperlich übertrifft er sie, mögen sie auch stellenweise überlegene Sinnesapparate besitzen und mögen die höheren Wirbeltiere mit ihm höchst ähnlich sein, durch die gleichmässige Vervollkommnung seines Baues, durch den überaus harmonischen Einklang seiner einzelnen Teile (Rolle). Aber „trotzdem sind die psychischen (seelischen) Leistungen, welche in der Tierwelt zu beobachten sind, untereinander durch Abstände getrennt, weit grösser als der Abstand zwischen dem Gattungstypus der menschlichen Seele, namentlich bei niederen Racen, und den Seelen der höher entwickelten Tiere, wie Affen, Elefanten, Hunde, Pferde" (Fried. Jodl, „Lehrbuch der Psychologie"). Unter der Bezeichnung Seele pflegt man (nach demselben Forscher) die Summe der in der inneren Wahrnehmung gegebenen Bewusstseinserscheinungen zusammenzufassen. Obige Tiere „können zweifellos Erfahrungen machen und bis zu einem gewissen Grade ihren Jungen mitteilen, sind überhaupt zähmbar und gelehrig und nähern sich dadurch dem Naturmenschen, der andererseits mit dem Kulturmenschen verglichen eine überaus geringe Entwicklungsfähigkeit aufweist. Wir haben allen Grund, eine kontinuierlich (ununterbrochen) aufsteigende Entwicklung der psychischen Fähigkeiten in der Reihe der organischen Wesen anzunehmen, und keinen Riss, welcher Tier- und Menschenseele trennte" (Jodl a. a. O.) Bis wohin die psychische Tätigkeit in dieser Reihe reicht, dies zu behandeln, liegt ausserhalb der mir gestellten Aufgabe. Ich verweise nur darauf, dass sich in dieser Frage zwei Ansichten gegenüberstehen, die pananthropologische (allmenschliche), die ein Bewusstsein schon bei der einfachsten tierischen Substanz voraussetzt, und die panzoologische (alltierkundliche), die von physiologischer Reflexbewegung und instinktivem Antrieb zu den Formen des bewussten Lebens aufsteigt (Jodl a. a. O.) Dagegen ist es von Belang, anzuführen, dass sich bei den Tieren Anhänglichkeit, Treue, Dankbarkeit und andere Gefühle äussern. Lucrez hat mit poetischem Schmelz die Trauer der Kuh um ihr verlorenes Junge geschildert. Neben dem ihnen von der Natur aufgezwungenen Kampf bietet ihr Leben immer wieder neue Beweise dafür, dass sie ebenso naturgesetzlich sich gegenseitig Hilfe leisten (Belege in Peter Kropotkim's „Gegenseitige Hilfe in der Entwicklung", deutsch v. G. Landauer, Leipzig 1904). Die Zahl der reissenden Tiere ist übrigens nicht so gross und selbst als Raubtiere geschaffene Arten nähren sich auch vegetabilisch (der Bär z. B. frisst auch Honig). Und im allgemeinen vertilgen sie nur, was sie zu ihrer Sättigung brauchen. Für gewöhnlich fallen die gleichen Arten einander nicht an, worauf Horaz, um dem Bürgerkriege Einhalt zu gebieten, als ein belehrendes Beispiel hinweist (Epod. 7). Sehr viele sind überhaupt keine Kampfnaturen, sondern sind dazu da, um das Gleichgewicht in der Natur zu erhalten, wie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich die Naturforscher ausdrücken, oder wie der Dichter erzählt, um den anderen Tieren infolge der Fürsorge Gottes den Tisch zu decken. Es gibt unter ihnen gar geschickte Künstler und manche haben wohlgeordnete Staaten (Bienen u. a.). Durch Lohn und Strafe lassen sich viele so weit erziehen, dass sie dies unterlassen, jenes tun. Lehrreiche Versuche über Tiertintelligenz hat Edward L. Thorndike veröffentlicht.

Der Hauptvorzug des Menschen vor dem Tiere liegt in der durch seine vollkommenere körperliche Entwicklung bewirkten Steigerung der Verstandeskräfte im Vergleiche zu seinen Gemütsneigungen, eine Steigerung, welche das Gleichgewicht ermöglicht, die Entwicklung des freien Willens erleichtert und die teilweise Ueberwindung der Naturtriebe vermittelt. Der Abstand zwischen ihm und dem Tiere ist am kleinsten in den Gemütsseiten (Affekten, Liebe, Hass usw.), Vernunft und Willensfreiheit besitzt unter allen Lebewesen nur er allein. Infolge dieser höheren geistigen Anlagen hat sich das allgemeine „geistige Erbe" (Jodl), „die Traditionswerte" (Haberlandt) gebildet und können weiter vermehrt werden, während das Tier nichts „zulernt". Vernunft und Spontanität (Handeln nach eigenem Antrieb, Selbstbestimmung) drücken demnach dem Menschen den Stempel auf, machen seine Würde aus. Die Rücksicht auf die Menschenwürde legt ihm alle und jede sittliche Pflicht auf. Der Mensch muss nicht Mensch sein. Die Geschichte lehrt, dass das Menschengeschlecht trotz der abscheulichsten Unmenschlichkeiten fortbestehen kann. Trotz Kannibalismus, Despotien, Revolutionen, langjährigen äusseren und inneren Kriegen, Massenelend, Sklaverei, Folter, Unwissenheit, Aberglauben usw. Man muss sich aber nur auch den Inhalt dieser Worte zu vergegenwärtigen suchen, um sich des Entsetzlichen, das in ihnen liegt, bewusst zu werden, und nicht gedankenlos und leicht die Worte „Gemetzel, Martern, Elend" usw., wie man es gewöhnlich tut, aussprechen. Man wird sich dann wundern, dass der Himmel solche Grausamkeiten und Greuel mit ansehen konnte, und den Zorn Mephisto's (Faust v. Goethe I. T.) verstehen: „Dem ist nun gar nichts anzuhaben. Wie viele hab' ich schon begraben und immer zirkuliert ein neues frisches Blut". Nichts ist aber widersinniger, als den Kampf ums Dasein, wie es die Neudarwinisten tun, auch für das Menschenleben als Gesetz hinzustellen. Denn erstens hat den Menschen die Natur selbst, indem sie ihm die genannten Anlagen verlieh, eines solchen Kampfes enthoben. Zweitens würde, da ja im Kriege alle Mittel gelten, der Rücksichtsloseste Sieger bleiben und die Gesellschaft eine Auslese der Skrupellosesten sein. Auf die allgemeine Naturordnung führten daher mit vollem Rechte bereits die Stoiker ihre sittlichen Forderungen zurück, indem sie nicht müde wurden, die Menschen zu ermahnen, „in Uebereinstimmung mit der Natur zu leben". Und wie begründet die Furcht vor den Folgen eines rücksichtslos geführten Daseinskampfes ist, erkennt man aus dem ganzen Verlaufe der Kultur, sei es, dass er mit roher Körperkraft wie mehr in ihren Anfängen, sei es mit entwickelten geistigen Kräften wie in ihrer höheren Entwicklung geführt wird. Beide Kampfarten und ihre schrecklichen Folgen können wir in der Geschichte der Griechen und Römer genau studieren und finden, dass die von uneingeschränktem Egoismus missbrauchten geistigen Fähigkeiten im politischen, wirtschaftlichen und privaten Leben ebensoviel, wenn nicht mehr Unheil anrichteten als die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Waffengänge primitiver Gemeinwesen. Es ist ja auch ohne weiteres einleuchtend, dass der Mensch, wenn er seine Intelligenz zum Schlechten missbraucht, weit gefährlicher ist als jedes andere Lebewesen. Im politischen, wirtschaftlichen und privaten Leben kann sie es zur raffiniertesten Kunst bringen. Es kommt noch hinzu, dass die höhere Kultur die Bedürfnisse einzelner in dem Masse steigert, dass sie zu ihrer Befriedigung Mittel um jeden Preis suchen. So nennt denn auch Sallust „Ueppigkeit und Geldhunger" nebeneinander. Kurz, es ensteht jene Korruption, die uns schon bei der griechischen und römischen Kulturentwicklung in die Augen fällt. Nichts ist auch natürlicher; denn derselbe Erhaltungstrieb und Egoismns, der die geistige Entwicklung und infolge dieser auch die technische fördert, kann für die volle Entfaltung des Sittlichen zum Hemmnis werden. Daher denn die Moralisten und Staatstheoretiker der Alten immer von neuem die Selbstbeherrschung „enkrateia" verlangen. Alfr. H. Fried, Träger des Nobel-Friedenspreises, sagt, die ganze Entwicklung der Menschen geht dahin, das natürliche Triebleben unter die Herrschaft der kontrollierenden Vernunft zu bringen, das Tier im Menschen zu überwinden. Und der berühmte Münchner Gelehrte Müller-Lyer prägte das Wort, dass auch das Gesellschaftsleben von der „Kulturzoologie" zur „Kulturbeherrschung" übergehen müsse. Die Willensfreiheit bildet u. a. auch bei K. Gutmann („Auf den Spuren der Humanität") die Grundlage für die Auffassung der Humanität und er leitet aus jener gewisse sittliche Befehle ab. Er nimmt dabei (als Determinist) einen gesetzmässigen Ablauf der Willensvorgänge an. „Die menschliche Zwecksetzung gegen die Machtmoral" lautet es bei Goldscheid (a. a. O.). Folgerichtig aber will er gleichzeitig eine Untersuchung über die Grenzen unseres Willensvermögens anbahnen, so wie Kant die Grenzen unseres Erkenntnisvermögens umschrieben habe. Die Frage sei nicht bloss, was der Mensch soll, nein, auch kann. Kant habe das, was die materielle Erfüllung des Sollens betrifft, als nicht zur reinen Ethik gehörig, ausgeschieden und der Technik zugewiesen. Diese Technik sei bis heute in keiner Weise bearbeitet. Dagegen weise man auf den unausrottbaren Egoismus der menschlichen Natur hin und heute herrsche eine der Erkenntnis feindliche (antiintellektualistische) Grundstimmung.

Also immer und immer die Vernunft und der freie Wille als Wesenheit des Menschen erkannt, als Eigenschaften, welche die Menschenwürde begründen, aber zugleich auch dem menschlichen Fühlen und Handeln einen der Menschenwürde zukommenden Inhalt und Zweck vorschreiben. Denn der „Mensch" ist ein Zweckbegriff. Inwieweit sich die Menschheit von ihnen in diesem Sinne leiten liess, das dürfte den Maßstab für die Beurteilung der Entwicklung des Menschentums abgeben, wenn es auch schwer fallen wird, ihn zu handhaben. „Wenn nicht nur Wissenschaft und Kunst, sondern zugleich sittliche und staatliche Bedeutung Gegenstände der Betrachtung werden, so wird es noch schwieriger, an einer idealen Skala den Fortschritt oder Rückschritt der Kultur von Stufe zu Stufe zu messen. Ja, ein zusammengesetzter geistiger und sittlicher Maßstab ist ein Instrument, welches bis jetzt kein Forscher gehörig zu handhaben gelernt hat. — Die Trennung von Wissen und Tugend, welche so vieles Unrecht in der Menschheit erklärt, tritt uns beständig in den gewaltigen Bewegungen der Zivilisation vor Augen" (Edw. B. Tylor, „Die Anfänge der Kultur").

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und doch muss der Versuch gemacht werden, schon deshalb, um zu zeigen, wie wir dem Ziele zustreben sollen, das nur dieses sein kann, dass die menschlichen Anlagen im Sinne der Menschenwürde möglichst stark (intensiv) und bei möglichst vielen (extensiv) ausgebildet werden, dass der Begriff „Mensch", „anfangs ein leerer Klang", (W. Kinkel, „Der Humanitätsgedanke") sich mit einem möglichst reichen und schönen Inhalt fülle und dass das Bewusstsein des Menschentums die **Einheit des Menschengeschlechts** begründe. Es darf freilich nicht verschwiegen werden, dass viele, und unter ihnen recht bedeutende Männer, die Möglichkeit eines Fortschrittes in der Moral stark bezweifeln oder gar für ausgeschlossen halten. Sir James Mackintosch behauptet z. B.: „In der Moral gibt es keine Entdeckungen". J. J. Honegger (Kulturgeschichte) meint, dass in der praktischen Moral infolge der Unveränderlichkeit der Menschennatur keine Fortschritte gemacht worden seien und dass eine Hebung nur durch das Mittel höherer Einsicht zu erwarten sei. Hermann Lotze nimmt an, dass der Fortschritt der Menschheit nur in der Wissenschaft unzweifelhaft ist

Den Zweifel an einem Fortschritt hat mit grossem Nachdruck Gustav Weng geäussert („Schopenhauer-Darwin, Pessimismus oder Optimismus?"). Er wendet sich gegen die Fortschrittsapostel, nach welchen die Grausamkeit der Entwicklung durch das Ziel „Glück der Menschheit" gerechtfertigt werden soll. Trotz der zur Höhe des Gewissens getriebenen Erkenntnis habe sich der Selbsterhaltungstrieb und alle ihm unterworfenen natürlichen Instinkte von Anfang an des Wissens und aller Erfahrungen bemächtigt und die Wissenschaft mehr und mehr aus ihrer Rolle heraus und in seine Dienste zu bringen vermocht. Damit sei die Wirkung der Wissenschaft eine geteilte, einesteils wohltätige, auf die Linderung der Leiden gerichtete, andererseits eine im Dienste des Daseinskampfes den schlimmsten menschlichen Instinkten unterworfene Die Anwendung der von der Wissenschaft gefundenen Mittel im Sinne der moralischen Förderung liege durchaus nicht in ihrer Macht. Die technischen Erfindungen und wissenschaftlichen Entdeckungen haben zwar die Menschen und Völker untereinander nähergebracht und das gegenseitige Verständnis gefördert, aber auch gleichzeitig in weit höherem Masse die Reibungsflächen erweitert, den Kampf ums Dasein ausserordenlich verschärft, so dass heute jeder technische Fortschritt auf seine praktische Brauchbarkeit für Kriegszwecke angesehen werde, von den Sprengmitteln der Chemie bis zu den Flugapparaten. Für die Beurteilung der Vorteile der Kultur lässt sich, meint Weng weiter, kein unterscheidendes Merkmal aufstellen. Nach Langlebigkeit und Lebensfähigkeit würden die Chinesen voranstehen, nach Selbstaufopferung beurteilt, die Wilden (Indianer). Die Zivilisation gleicht ihre moralisierende Wirkung durch entsprechende Gegenwirkungen wieder aus. — Zu dieser Bemerkung des Schriftstellers liesse sich hinzufügen, dass die moderne Technik und die modernen Betriebsarten auch neue Gefahren für Gesundheit und Leben, auf einigen Gebieten die Menschenwürde tief hinabdrückende Verrichtungen mit sich gebracht haben. — Nach Wengs Ansicht ist auch der Industrie und Technik die Stetigkeit nicht gesichert. Der Zusammenbruch der europäischen Industrie infolge Eisenmangels oder der Versperrung des Weltmarktes durch Eigenproduktion der heute noch unproduktiven Völker liegt schon heute im Bereiche der Möglichkeit. Der Fortschritt in der Geschichte ist vielmehr ein Anderssein als ein Bessersein. Die Durchschnittsziffer der moralischen Menschen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist heute nicht grösser als zu irgend einem Zeitpunkte. Ins Treffen für den Fortschritt führt man die Abschaffung der Tierhetzen und Gladiatorenkämpfe. Aber Tierhetzen sind noch in Spanien und zahlreiche Anzeichen weisen darauf hin, dass es nur der Erlaubnis bedürfte und sie zögen wieder in allen Hauptstädten Europas ein. Die Humanisierung des Krieges durch Verwundetenpflege und Schonung der Nichtkämpfer ist nur eine Umwandlung der Form der menschlichen Grausamkeit durch das Nützlichkeitsprinzip, wie die Boxerregeln die Grausamkeit so weit einschränken, als nötig ist, um sie weiter bestehen zu lassen. — Hier könnten die Ringkämpfe mit ihrem „Knok out!" (Schlag aus!) und die verschiedenen lebensgefährlichen Schaustellungen, die ein begeistertes Publikum finden, erwähnt werden. -- Wenn man als Gradmesser des moralischen Fortschrittes die Gipfelpunkte in Betracht zieht, welche moralisch höher stehenden Menschen hat die Neuzeit und Gegenwart einem Konfuzius, Buddha, Sokrates, Christus entgegenzustellen? Der moralische Fortschritt kann sich nur noch mehr ausbreiten. Für die Ausbreitung der Moral aber kann in der Weltgeschichte weder ein Beweis noch ein Maßstab gefunden werden, selbst wenn man die Gesetzgebung als ihren Ausdruck betrachtet. Die Gesetzgebung des untergehenden Römerreiches war entschieden moralischer als dieses in Wirklichkeit war. Die menschliche Natur hat nach allen historischen Dokumenten seit Ramses keine Wandlung erfahren. Eine solche wäre höchstens in Zeiträumen festzustellen, die denjenigen der vorhistorischen Zeiten an Länge gleichkäme. Wie das Wissen eine Grenze an der Beschränktheit des menschlichen Denkens hat, so scheitert der moralische Fortschritt an der menschlichen Natur. Zu den furchtbarsten Kulturübeln gehört z. B. die Arbeitslosigkeit, die inmitten der glänzenden materiellen und intellektuellen Hochkultur den Arbeitslosen auf den Lebensunterhalt eines Menschen der Steinzeit herunterdrückt Für ihn ist die ganze Kulturarbeit der Jahrtausende nicht gewesen. Rechnet man mit dem ungeheueren Wissen, dem riesigen Ideenschatz des Kulturmenschen unserer Tage gegenüber dem winzigen Wissen und den kindischen Ideen der Wilden und Barbaren, so ist die Frage nach der inneren Veredlung durch die Kultur nicht so schnell zu entscheiden, wie dies gewöhnlich beliebt, besonders wenn man die Verbrecherstatistik in Europa mit den jüngsten Statistiken der Kolonialländer vergleicht. Gewisse Verbrechen und Laster sind überhaupt mit dem Alkohol in die Kolonien importiert. Wenn der Kulturmensch damit entschuldigt wird, dass die Kultur ganz andere Versuchungen und Laster zeitigt, als die, denen der Wilde ausgesetzt ist, so fehlt diesem die Höhe des Bewusstseins und die Hemmungsvorstellungen.

Auch Henry George („Fortschritt und Armut") glaubt nicht an eine physische Racenvervollkommnung. Das Ende aller Forschung in Geschichte und Kunst: „Sie waren gerade so, wie wir sind." Die moderne Zivilisation kann auf keinem Gebiete Männer von grösserer geistiger Kraft als die Alten aufweisen. Auch er will den Fortschritt nach der gesellschaftlichen Moral bemessen, die wie jedes Moralgesetz in ihren Einrichtungen die Gerechtigkeit beachten müsse. Der Fortschritt bringt auch grössere wirtschaftliche Ungleichheit mit sich und hemmt sich so wieder selbst, so wie durch Erzeugung der Laster. Er schildert das Elend im Herzen der Zivilisation und zieht zum Vergleiche aus einer Rede des Tiberius Gracchus folgende Stelle an: „Männer Roms, ihr werdet die Herren der Welt genannt, und doch habt ihr kein Recht auf einen Fussbreit ihres Bodens! Die wilden Tiere haben

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Höhlen, aber die Krieger Italiens nur Wasser und Luft". Auch er entwirft ein Bild der Korruption. Das erste Erfordernis des Fortschrittes sieht George **in der Vereinigung, durch welche die geistige Kraft für sittliche und kulturelle Zwecke frei wird.** Mit den Unterschieden in Sprache, Sitte, Ueberlieferung, Religion entstehen Vorurteile und Hass, Angriff ruft Angriff hervor und Unrecht entzündet Rache. Und so entsteht unter diesen gesonderten Gemeinschaften „das Gefühl Ismaels und der Geist Kains". Die moderne Zivilisation verdankt ihre Ueberlegenheit der Zunahme der Gleichheit und Vereinigung und dem Triumphe persönlicher, politischer und religiöser Freiheit.

So weit George. Bei ihm schimmert aber immerhin durch das Düster der Uebelstände die Hoffnung auf den Sieg des Geistes hindurch. Erwähnenswert ist es, dass Tacitus den Zustand der Gleichheit in die älteste Zeit zurückversetzt (Annal. III. 26) und Horaz dasselbe Bild vom Brudermorde, vom schuldlos vergossenen Blute des Remus (Epod. 7), anwendet. Solche Schwarzmalerei wird man der Ungeduld der Menschenliebe nachsehen. In Wirklichkeit sehen wir den Menschheitsgedanken bereits im Altertum stufenweise vorrücken. An Stelle der Menschenopfer kommen Tier- und andere unblutige Opfer. Die Götter werden Vertreter sittlicher Ideen. Von der Blutrache schreitet man zum Recht, das zunächst die Familie, die Sippe, dann den Stamm und schliesslich Stadt und Staat umspannt. Ja, zwei grosse Universalherrschaften sah das Altertum, die Alexanders d. Gr. und die Pax Romana, das römische Weltreich, welches mit wenig Legionen in Ruhe gehalten wurde. Allerdings besassen volles Recht nur die Bürger, aber diese waren in den besten Zeiten gleichberechtigt, das Bürgerrecht in späterer Zeit auf die Provinzialen ausgedehnt. Dagegen konnte es trotz der politischen Gleichheit nie zu einer befriedigenden Lösung der wirtschaftlichen Gegensätze kommen und die Kämpfe zwischen Armen und Reichen der verschiedenen Städte gehören zu den blutigsten der Geschichte. Auch der Welthandel förderte die Entwicklung des Menschheitsbegriffes. Die römische Gesetzgebung entwickelt sich in einem milderen Sinne. Die Sklaven wurden, besonders in Athen, in der Praxis milder behandelt, als man annimmt. Die Möglichkeit der Freilassung war gegeben. Freigelassene spielten in der Kaiserzeit häufig eine bedeutende Rolle. Uebrigens ist schon die Sklaverei ein Fortschritt gegen den Urzustand, in dem der Besiegte getötet wurde, zunächst freilich aus Berechnung, um die Arbeitskraft auszunützen. Abschaffung der Sklaverei verlangten, wenn auch noch mit dieser Forderung damals alleinstehend, die Cyniker, eine Philosophenschule, die von Antisthenes, einem Schüler des Sokrates, begründet war (Aristoteles, Polit. I. 3). Ebendiese waren die ersten Vertreter der allgemeinen Menschenliebe (philanthropia), indem sie das Weltbürgertum zur Voraussetzung ihrer Sittenlehre und Staatslehre machten, die allgemeinen Menschenrechte betonten und die Gleichheit aller verkündeten. Die Stoiker haben diesen weltbürgerlichen Gedanken ausgestaltet, dessen Verwirklichung durch das von Alexander begründete Weltreich begünstigt wurde. „Mit der Weite des von Alexander begründeten Weltreiches konnte sich auf die Dauer die Enge des in selbstgefälliger Ethnographie schwelgenden hellenischen Nationalgedankens unmöglich vertragen" (Stein, „Die soziale Frage im Lichte der Philosophie", S. 171). Wenn auch die Menschenliebe der beiden genannten Philosophenschulen mehr dem Kopfe als dem Herzen entsprang, so waren sie doch die Vorläufer des Christentums. Und auch diesem war die weite geographische Verbreitung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Hellenismus und des Römertums sehr günstig. Ich werde ferner im besonderen Teile einiges vorbringen, was Griechen und Römer zur Ausgestaltung und Regelung der Daseinsformen, der Beziehungen der Bürger und Nichtbürger getan haben, nur einiges aus der ungeheueren Menge ihrer auf die gesellschaftliche Ordnung gerichteten Massnahmen. Denn, wie bekannt, war in Athen und Rom die ganze Tätigkeit der Bürger dem Staatswesen gewidmet, solange der Freistaat bestand. Die Gesetzgebung befasste sich nicht bloss mit politischen, sondern auch mit wirtschaftlichen Angelegenheiten und es gab, wenn auch noch nicht aus rein menschlichen Gründen, eine Wohlfahrtspflege. Ueber diese hat Léon Lallemand in seinem trefflichen Buche „Histoire de la Charité" geschrieben. Eine gute Abhandlung über „Jugendfürsorge in der römischen Kaiserzeit" hat Alb. Müller geliefert (ersteres Paris, A. Picard et Fils, Paris 1902, diese K. Meyer, Berlin 1903).

Und nun wieder eine Stufe aufwärts zu der Höhe des Menschentums. Wohl hat es lange gedauert, bis sie erstiegen wurde, und gerade dieser Umstand wird der antiken Humanität volle Achtung verschaffen. Trotz des gewaltigen Fortschrittes in Religion und Wissenschaft wurde die Leibeigenschaft in Böhmen und Mähren erst 1781, für die deutschen Erblande 1782 durch Kaiser Joseph II. aufgehoben, in Preussen 1809, in Bayern 1818, in Russland 1863 (Edikt 1861), wo sie in gewissen Formen weiterbesteht. In Preussen wurde die Fronarbeit 1821 abgelöst. (Kudlich's Antrag auf Aufhebung des Untertanenverhältnisses des Bauernstandes, 29. Juli 1848). Die Tortur wurde erst abgeschafft: in Preussen 1740, 1754, in Oesterreich 1776, in Frankreich 1789, in Russland 1801, in Gotha 1828. Ein Gesetz betreffend die Befreiung der Sklaven wurde erst 1864 gegeben; es bedurfte aber überdies noch der Niederwerfung der südamerikanischen Staaten (1865), um ihm Anerkennung zu verschaffen. Noch Livingstone berechnete, dass im Innern Afrikas jährlich mindestens 350000 Menschen geraubt wurden, von denen jedoch lebend nur 70000 ihren Bestimmungsort erreichten. Auf Madagaskar wurde diese Schande der Menschheit 1877 beseitigt. Aber in Afrika wird mit dem lebenden Fleische noch weiter Handel getrieben. Der Schuldarrest wird in Oesterreich erst durch das Gesetz vom 4. Mai 1868 (Norddeutsches Bundesgesetz vom 28. Mai 1868) für unstatthaft erklärt. Wie spät erfolgten die Gesetze betreffend die Duldung anderer Glaubensbekenntnisse! Wieviel Unheil haben im Mittelalter und in der Neuzeit Religionskriege und religiöse Verfolgungen verbreitet! Nicht genug an den einmal zugefügten Schäden, wirkte die Erinnerung an die erlittenen Unbilden wie eine räumlich und zeitlich nicht begrenzte Blutrache zwischen den verfehdeten Bekenntnissen fort. Welch ungeheuere Menge Unschuldiger wurde wegen des Bundes mit dem Teufel als Zauberer oder Hexen angeklagt und auf der Folter gemartert. Griechen und Römer aber bewiesen anderen Kulten, sofern sie nicht gegen Sitte oder den Staatsgedanken verstiessen, das grösste Entgegenkommen, ausländische Kulte wurden von ihnen aufgenommen. Religionskriege haben sie nicht geführt und die Tortur nicht in den Dienst der Religion gestellt, die Forschung war frei. Ueber die Ursachen der Christenverfolgung wird im Folgenden gehandelt werden. Diese beiden Tatsachen werfen, was nicht genug betont werden kann, auf die Humanität beider Völker ein so starkes Licht, dass es manchen Schatten erhellt. Doch ich will dem eingehenderen Vergleiche und dem Schlussurteil, das sich aus ihm ergibt und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

infolgedessen für die Alten verhältnismässig günstig ist, nicht vorgreifen. Es sei vorläufig nur festgestellt, dass die kultivierte Welt nach vielen Rückfällen wieder eine Stufe der Humanität erklommen hat, eine Stufe, die mit Rücksicht auf die rund zweitausendjährige Entfernung und die nie geahnten Errungenschaften des Wissens und Könnens allerdings nicht sehr viel höher ist. Und selbst gegen diese kleine Erhöhung wird, indem man sie als „Humanitätsduselei" bezeichnet, von verschiedenen Seiten Einwand erhoben.

Indessen stehen wir zunächst in der Lehre (Theorie) wieder etwas höher als die klassischen Völker. Es ist eine höhere Auffassung, wenn z. B. Alfred Klaar („Wir und die Humanität") verlangt, dass die Ordnung unseres humanen Verhaltens, „jene sittliche Ordnung, die uns unbedingtes Wohlwollen gegen alles Lebende gebietet", gesetzlich geregelt und durchgebildet werde. Aber auch bei ihnen gibt es wenigstens viele Versuche zu einer solchen. Manche mögen durch praktische Bedürfnisse hervorgerufen worden sein. So, wie schon erwähnt, die Pflicht der Gastfreundschaft. Ferner heisst es in einer griechischen Verwünschungsformel (Diphilos): „Sei verflucht, wer einem Wanderer falsche Bescheide über den Weg gibt!" Im alten Hellas stellte man der Hekate und dem Hermes an den Kreuzwegen der Heerstrassen Speisen hin, die sich der zuerst Kommende als Geschenke aneignen durfte. Wer seine Töchter wegen körperlicher Verbrechen von sich stösst, dem schickt Zeus die Ate (die Verblendung) als Schirmerin der Schutzflehenden (Bastian, „Die Psychologie als Naturwissenschaft"). Von der Lauterkeit des Lebenswandels überzeugen sich Götter, die in der Gestalt wandernder Fremdlinge die Behausungen der Menschen aufsuchen, und die Schilderung des liebevollen Paares Philemon und Baucis, bei denen der Göttervater und Hermes Einkehr halten, hat Ewigkeitswert. „Auch das Leblose beseelte und belebte man durch Sinnsprüche und Grüsse: Quellorte, Ruheplätze, Wegweiser. Denn auch der Wanderer sollte sich auf einsamem Wege nicht verlassen fühlen, sondern freundliche Ansprache finden. Vor allem stattete man die Gräber mit Grüssen aus" (Curtius, „Altertum und Gegenwart"). In der spätrömischen Zeit verurteilten verfeinerte Kreise aus weichem Mitgefühl mit dem Tiere den Fleischgenuss (Vegetarianer). Unter den Tieren gab es gar viele Lieblinge der Menschen. Andererseits setzt der Ruf nach dem Gesetze, den wir aus dem Munde Klaar's vernehmen, noch einen gewissen Mangel an innerem Mitgefühl bei einem Grossteil der jetzt Lebenden voraus, von denen ausserdem wieder viele in den gesellschaftlichen Hilfen hauptsächlich praktische Schutz- und Abwehrmassregeln sehen. Nehmen wir hinzu, dass schon die Bibel befiehlt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!", dass im Judentum und Christentum die Werke der Barmherzigkeit zur Pflicht gemacht werden, ja dass die Lehre Buddha's das Töten eines Insekts schon für Sünde erklärte, dass ferner bereits Sokrates Feindesliebe lehrte und den Satz aufstellte, Unrecht leiden sei besser als Unrecht tun, und dass Plato forderte, man müsse das Gute um des Guten willen ausüben, dann wird man den Standpunkt Klaar's gewiss nicht so ganz neu finden. Immerhin ist das Verlangen, dass das ganze Gebiet der Humanität durch staatliche Gesetze geregelt und durchgebildet werde, eine Aufwärtsbewegung, die auch trotz der sich entgegenstellenden „zunehmenden Selbstsucht der politischen und insbesondere wirtschaftlichen Parteien, ihrer geringen Neigung zu gegenseitiger Verständigung und dem fehlenden Verständnisse für die zentralen Lebensbedingungen des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Staatswesens" (Dr. Heinr. Rauchberg, „Politische Erziehung", Rektoratsrede 1912) im fortgeschrittenen Gesellschaftsleben wahrnehmbar ist.

Eine höhere Stufe ist es ferner, dass die Gestaltung des Sittlichen mehr in der Richtung der Autonomie (Selbständigkeit) sich bewegt, indem Schulunterricht und Volksbildung die sittliche Einsicht heben und das, „was dem übergeordneten Willen als Gut oder Wert erscheint, auch im Individuum so gewertet wird, ihm sympathisch ist und sein Handeln bestimmt" (Jodl a. a. O.). Im Altertum herrscht die Heteronomie, „der übergeordnete Wille, dessen Forderungen genügt werden muss, ohne Rücksicht auf das Gefühl des Subjektes" (Jodl). Durch die Ausdehnung des Unterrichts und der Bildung auf die weitesten Kreise der Bevölkerung hat die neueste Zeit ihren Vorsprung gewonnen. Mit Unrecht werden gegen die Autonomie die verschiedenen Verbrechen der Zeit geltend gemacht. Dieses Prinzip steht erstens noch zu kurze Zeit und nur in beschränkter Anwendung. Sodann bedenke man, dass sie durch die technischen Fortschritte leichter ausgeführt werden (z. B. die Schusswaffe) und dass durch die Zeitungen jeder Fall innerhalb der weitesten Grenzen bekannt wird und die Verbrecher in der Regel entdeckt werden. Endlich hat die strengste, viele Jahrhunderte bestehende Heteronomie die grössten Roheitsakte und Verbrechen nicht hindern können. Trotz Rad und Galgen, trotzdem jede Stadt ihren Rabenstein hatte, herrschte die ärgste Unsicherheit auf allen Wegen und Stegen. Die Stadttore mussten allabendlich geschlossen werden und während der Nacht gab es blutige Raufhändel. Die Bürger trugen Waffen. Wie wüteten Gift und Dolch in den italienischen Städten im Mittelalter! Nicht zu reden vom Raubrittertum und der Zeit des Faustrechtes. Die Verwilderung der Sitten hatte bei den Hochschulstudenten nicht Halt gemacht. So liesse sich noch von der in der guten alten Zeit herrschenden Trunksucht und vielen anderen ihrer Unsitten gar manches erzählen, was heute alles wie vergessen ist. Die Laster der Ueberkultur haben ihren Grund in dieser selbst und nicht in der sittlichen Autonomie, wie schon das Altertum lehrt. Im Gegenteil, gerade durch Ausbildung der letzteren, durch häusliche und öffentliche Erziehung könnte man ihnen am besten beikommen. Voraussetzung für erfolgreiche Bekämpfung des Verbrechertums aber ist und bleibt, dass man ihm den Nährboden, den unsere heutigen „sozialen Zustände noch vielfach bieten, entziehe" (K. Gutmann, a. a. O., S. 34). In dieser modernen Auffassung, welche die Verfechter der Schutzstrafe, z. B. der Determinist v. Liszt (Berlin), Seuffert (Bonn) gegen die Anhänger der Vergeltungsstrafe vertreten, ist ein gewaltiger Fortschritt gegenüber der Strafrechtspflege aller vorangegangener Zeiten (vgl. Netter, „Zur Reform des Strafvollzuges", Aufsatz in der Ethischen Kultur, X. Jahrg. 1902, Nr. 11). Der Mensch hängt in allererster Linie von den materiellen Existenzbedingungen, von den gesellschaftlichen Verhältnissen ab. Wenn also auch der sittliche Wille durch Uebung so gekräftigt wird oder von Haus aus schon so stark ist, dass er dem Zwange der Verhältnisse standhält — und wir sehen, dass oft ganz einfache Leute, keine Schüler der Stoa, lieber in den Tod gehen, bevor sie aus Not eine unehrliche Handlung begehen würden, und andere wieder ohne Not unehrlich sind —, so ist doch von der „Erziehung des Menschengeschlechtes", wie es sich Lessing in seiner diesen Titel führenden Schrift ausgemalt hat, allein nicht alles zu hoffen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf